



Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2½ Bogen. — In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig oder Kalbheften à 30 Pfennig.

Salvatore.

Napoletanisches Sittenbild. Von Ernst Eckstein.

(Fortsetzung.)

Emmanuele war nun längst schon entschlossen, jede nur denkbare Position, auch die untergeordnetste und erbärmlichste, anzunehmen, wenn sie ihm nur halbwegs die Existenz fristete. Trotz dieser Bescheidenheit seiner Ansprüche blieb der Eifer, mit dem er suchte, auch hier resultatlos. Die mäßige Baarerschaft, die er von Livorno her mitgebracht, schmolz bedenklich zusammen, und Tag für Tag mußte er, in die kleine Herberge des Hafenviertels zurückkehrend, der angstvoll harrenden Crispina die gleiche Nachricht bringen: Nichts — absolut Nichts. Ja, es schien, daß ein Unterkommen für ihn um so schwerer zu finden sei, je mehr er auf der Scala seiner Bewerbung herabstieg. Es erregte Verdacht, daß ein gut gekleideter Mann, dessen ganzes Auftreten eine gewisse Bildung verricht, sich als Portier oder gar als Hausdiener und Ausläufer anbot. Dazu kam das scharfe, hagere Gesicht mit den unstätigen Augen, die sich nachgerade daran gewöhnt hatten, in jeder Nische einen Verräther zu wittern, — und das „Nein“ ergab sich von selbst.

Kurz, zu Anfang der dritten Woche war Emmanuele der Verzweiflung nahe, und nur der Trost der zorn erfüllten Crispina erhielt ihn aufrecht. Sie, die anfangs geneigt gewesen, ihm Vorwürfe zu machen, daß er sie in's Elend gestürzt, lobte jetzt seinen Eifer, sprach ihm Muth ein und tobte, wenn sie ihrem bekommenen Herzen Luft machen wollte, nicht, wie ehedem, gegen ihn, sondern wider die „niederträchtigen Hundesöhne“, die ihrem guten Emmanuele den Zutritt verweigerten, wider die Reichen und Vornehmen, die im Golde wühlten, während Leute, wie die braven Macosta's, am Hungertuch nagten. — Schließlich machte sie ihrem Gatten kein Hehl daraus, wie ihr jetzt, nachdem ihr die Gesellschaft mit so teuflischer Brutalität den Stuhl vor die Thüre gesetzt, jedes Mittel genehm sei, das ihr Gemüthung und Rache gewährte.

So ward aus den beiden Menschen, die sich auf dem besten Wege befanden, mit ihrer besteckten Vergangenheit dauernd zu brechen, ein Paar verstockter und verzweifelter Feinde der menschlichen Ordnung, — Abenteuerer, die Nichts zu verlieren hatten, und zu jedem Frevel bereit schienen, wenn er Erlösung versprach aus diesem Zustande tiefster Mitternachts- und Erniedrigung.

Eines Nachmittags, da er wieder erschöpft von langer fruchtloser Wanderung vor dem kleinen Kaffeehaus Halt machte, das er als Station betrachtete zwischen dem Mittelpunkt der Stadt und seiner entlegenen Herberge, fiel ihm ein Zeitungsblatt in die Hände: das zu Bologna erscheinende „Giornale d'Emilia“. Die letzte Seite enthielt einen ausführlichen Bericht über die staatlichen

und städtischen Zustände von Neapel, insbesondere über die Organisation der politischen Geheimpolizei. Das „Giornale d'Emilia“, streng päpstlich gesinnt, pries die Maßnahmen des Cardinals De Fabris als die vollkommenste Leistung staatsmännischer Gewandtheit und Klugheit, constatirte die schon jetzt zu Tage tretenden Erfolge des furchtlos durchgeführten Systems und fügte hinzu: der beste Beweis für die Popularität solcher Bemühungen bestehe wohl darin, daß der Zudrang zu den neu geschaffenen Posten der höheren und niederen Geheimpolizisten gerade unter den Eingeborenen ein außerordentlich starker sei, wenngleich die Regierung bei der augenfälligen Wichtigkeit dieser Aemter und den positiven Eigenschaften, die sie erforderten, nur eine verhältnißmäßig geringe Zahl der Bewerber berücksichtigen könne.

Als bald stand der Entschluß Emmanuele's fest. Er, als früherer Beamter, der mit dem Wesen der Bureaucratie und ihrer Erfordernisse völlig vertraut war, hatte, so schien es ihm, die begründetste Aussicht, in diesem neugeschaffenen Organismus des Monignore De Fabris anzukommen, zumal der offen bekannte Umstand, daß der heilige Vater ihn, den reuigen Verbrecher, begnadigt hatte, dem Cardinal und seinen Unterbeamten eine Art von Verpflichtung auflegte.

In höchster Aufregung stürzte er nach der Herberge und theilte der jungen Frau mit, was er im Schilde führte. Crispina blieb zwar kühl und skeptischer, als Emmanuele vorausgesetzt hatte; aber da sie begriff, daß eine mäßige Aussicht immerhin besser sei, als die völlige Trostlosigkeit, so willigte sie ohne Verzug ein, und mit dem nächsten Schiffe, das, Foggia anlaufend, nach Brindisi absegelte, verließen sie das verhaßte Ancona.

Zu Anfang Mai langten sie mit der Eilpost, die von Foggia aus über's Gebirge führte, in Neapel an — gerade noch im Besitze einiger Silberstücke, die da ausreichten, den Mietzpreis der engen Dachstube im Hause des wucherischen Weinhändlers für eine Woche pränummerando zu zahlen und die notwendigsten Lebensmittel zu kaufen.

Als bald that Emmanuele Macosta die erforderlichen Schritte, seinen Plan zu verwirklichen.

Der Polizeigeneral des Quartiers, den er um Auskunft anging, wies ihn nach einigem Zögern an einen Secretär seiner Eminenz, und dieser, von dem inständigen Flehen Emmanuele's gerührt, brachte ihn zu einer Persönlichkeit, die sich einstweilen nicht nannte, auch nur an drittem Orte Begegnungen zuließ und den Bewerber schließlich einem untergeordneten Mitgliede der

Emanuel Geibel

† 6. April 1884.

„O Frühling, Frühling, der in mildem Thauen
Voll Schöpfungswonne du das All durchdringst,
Der du das Meer, den Himmel lässest blauen
Und rauschend mit dem Bach vom Felsen springst —
O Frühling, tiefer, süßer Gotteshauch,
Sei mir gegrüßt und fülle du mich auch,
Wie eine Welle leg' dich an mein Herz
Und spüle sanft hinweg den letzten Schmerz.“

So ist Dein „Frühlingshymnus“ einst erklingen,
So hast einmal den Lenz Du angefleht. —
Er hat erhört Dich! Du hast ausgerufen;
Es ist der letzte Schmerz hinweg geweht
Vom Gotteshauch. — Früh wie fast nie zuvor
Kam nun der Lenz im bunten Blumenflor,
Doch, eh' der Philomela Lied erschallt',
Starb eine Nachtigall im Dichterwald.

Dein Mund verstummte. — Solche süße Weise,
Wie sie gequollen, Freund, aus Deiner Brust,
Hat schon seit Jahren in dem Sängerkreise
Zu singen, ach, kein Einz'ger mehr gewußt!
Wie von des Maimonds Blüthenduft berauscht,
Im Wohlklang schwelgend, haben wir gelauscht.
Der Schönheit Evangelium, es klang
Wie Nachtigallenlied in Deinem Sang!

So tönte hell Dein Festgesang der Minne
Und griff an unser Herz mit heil'ger Macht,
Doch zu dem wüsten Bacchanal der Sinne
Hast nie, ein Spielmann, Du Musik erdacht!
Nie hast Du, buhlend um des Eintags Ruhm,
Entweicht des Dichters hohes Priesterthum,
Und nie verhüllt vor Dir in Schleier dicht
Die keusche Scham ihr holdes Angesicht!

Doch mehr noch! Nicht allein zum sanften Kosen
War, Sänger, Deine Muse nur geschickt,
Dein Aug' hat durch der Zeitenstürme Tosen
Prophetisch Reich und Kaiser längst erblickt!
Ein Dreigestirn in Deiner Seele stand:
Gott, Freiheit und das deutsche Vaterland,
Die Drei, Dir über Alles hoch und werth —
Und unter Blumen trugst Du auch ein Schwert! —

Ja, Du warst fromm, doch durftest du bekennen
Dich frei von jeder Dogmensclaverei!
„Der Freiheit eigen“ mochtest Du Dich nennen,
Doch warst Du nie der Diener der Partei.
Ein deutscher Mann in tiefsten Wesens Grund,
Ein deutscher Mann bis in die letzte Stund' —
Und doch ein Mann, dem offen allerwärts
Für jedes Volkes Bestes Geist und Herz! —

Dein Freund, der Frühling, er ist nun gekommen.
Man trug Dich zu des Friedhofs Ruheplaz.
Der Zeiten Welle hat Dich fortgenommen,
Doch bleibt uns Deines Schaffens Perlenchat!
Er leuchtet hell in Deutschlands Dichterkron'
In reinem Glanze, theurer Musensohn,
Und über Deinem Todtenhügel steht
Ein Stern des Ruhmes, der nicht untergeht. —

Emil Rittershaus.

Als ob ein ruhmgekrönter Feldherr sein Auge geschlossen hätte zum ewigen Schlafe, oder ein Führer des Volkes für immer geschieden wäre von seiner getreuen Schaar, so trauert heute Deutschland um Emanuel Geibel. Und in der That verliert in ihm die deutsche Dichtung der Gegenwart einen wohl erprobten Feldherrn, verliert die Nation einen geistigen Führer, dessen sangreicher Mund ihr einst Einheit und Macht prophezeit. Wie tief aber auch unsere Trauer sein mag, sie wird verklärt durch das Bewußtsein, daß der Heimgegangene, dessen frisches Grab wir bekränzen, ein Liebling des Volkes war und, da er noch unter uns weilte, die Siegespalme erhielt. Ja, in den Tagen, wo der unerbittliche Tod ihn dahinkrafft, bereiteten wir uns vor, mit Geibel ein Fest zu feiern, wie es nur selten einem Dichter beschieden wird.

Für den 19. April war eine Jubelansgabe der „Jugendgedichte“ von Emanuel Geibel angekündigt; in hundertster Auflage sollte der Dichter das Büchlein, das ihm die Herzen seines Volkes erobert, erscheinen sehen und in ihm den festlich geschmückten Zeugen des frühen Kampfes und des endlichen Sieges begrüßen.*

Die zeitgenössischen Kritiker urtheilten freilich anders über das Büchlein und dessen Verfasser. Wie gar mancher übergeschickte Recensent hätte höhnisch lächelnd die Achseln gezuckt, wenn man ihm 1840 gesagt hätte, daß Emanuel Geibel, der Verfasser des Büchleins Iyrischer Versuche, das vor ihm auf dem

* Die Jubiläumsausgabe der „Jugendgedichte“ von Emanuel Geibel erscheint im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Großoctav und ist mit dem Jugendportrait des Dichters geschmückt.

Schreibstische lag, in zwanzig Jahren als Führer einer angesehenen Dichterschule, in vierzig Jahren als Altmeister unserer gesammten poetischen Literatur verehrt werden würde! Wer war denn damals, im Herbst 1840, Emanuel Geibel? Was wußte man von ihm? Wie stellten sich seine Gedichte dar? Ei nun, Geibel war in der Welt eben eigentlich noch gar nichts. Ein junger Philologe, der eine Zeitlang in Griechenland Hofmeister im Hause eines vornehmen Russen gewesen, vor Kurzem aber wieder in die Heimath zurückgekehrt und nun ohne Stelle und Brod war. Von gelehrten oder literarischen Arbeiten des jungen Mannes war noch nichts bekannt geworden. Doch ja, er hatte vor wenigen Monaten gemeinsam mit seinem Freunde Ernst Curtius unter dem Titel „Classische Studien“ recht gute Uebersetzungen aus antiken Iyriskern herausgegeben; allein wie Viele hatten sich denn überhaupt schon um das dünne Bändchen gekümmert? Dagegen ließ sich nicht leugnen, daß das Glück dem jungen Poeten in seinem Privatleben bisher hold gewesen war und ihm die Gunst einflußreicher Männer und Frauen besichert hatte.

Friedrich Emanuel Geibel war am 18. October 1815 zu Lübeck als siebentes Kind seinem würdigen Vater, dem Pastor der reformirten Gemeinde daselbst, geboren worden. Im frommen Glauben hatte ihn der Vater ernst und streng erzogen; die Mutter aber, emsig sorgend um ihren Liebling bemüht, hatte schon dem Kinde das Auge für den Reiz der Natur und das Ohr für den des schlichten Volksgefanges geöffnet. Die alten deutschen Märchen, welche jüngst erst von den Brüdern Grimm aus dem Schachte



Emanuel Geibel.

Nach einer Photographie auf Holz gezeichnet von Adolf Neumann.

literarischer Vergessenheit an's Tageslicht heraufgeholt worden waren, bekam der Knabe frühzeitig zu lesen. Daneben bildeten Schiller's Dramen und die Werke eines viel neueren und viel geringeren, damals aber hochgeschätzten Dichters, de la Motte-Fouquet's, seine erste poetische Lectüre. Gründlich, jedoch nicht engherzig, wurde der Unterricht im Lübecker Gymnasium geleitet; frei und frisch, ohne dumpfen Zwang, konnte auch hier Geibel's Jugendleben erwachsen. Und schon rührte sich der Trieb zum Dichten in der Seele des Jünglings. Freiwillig fügten sich im erregten Gemüthe dem Entzückten die Reime; ohne Regel glückten ihm die Verse. Kein Geringerer als Chamisso druckte das erste Gedicht des Achtzehnjährigen, der sich hinter dem Pseudonym L. Horst verbarg, in seinem deutschen Musenalmanach für 1834 ab. Im Frühlinge 1835 bezog der angehende Philologe die Universität Bonn, ein Jahr später die Berliner Hochschule. Sein Vater dachte sich ihn schon als künftigen Lehrer am Gymnasium der alten Hansestadt. Aber die Glücksgöttin meinte es besser mit Geibel. Hitzig, Houwald, Franz Kugler und Andere, vor Allem aber Chamisso und Bettina von Arnim nahmen sich in Berlin freundlich des jungen Studenten an. Der hatte nun freilich

andere Wünsche und Pläne, als sein alternder Vater. Zumeist war es das Verlangen nach dem Anblicke Griechenlands, der alt-schwürenden, jetzt wieder vom vielhundertjährigen Joche der Sklaverei befreiten Heimath ewiger Schönheit, was den heranwachsenden Poeten in hoffnungsloser Sehnsucht verzehrte. Bettina schaffte Rath. Durch ihre und des berühmten Rechtsgelehrten Savigny Vermittelung erhielt Geibel eine Hofmeisterstelle bei dem russischen Gesandten am griechischen Hofe, dem Fürsten Katafazi. Im Mai 1838 traf er in Athen ein.

Er hatte sich über die Kinder, die seiner Obhut anvertraut waren, nicht zu beklagen; und die Eltern behandelten ihn auf die freundlichste und wohlthätigste Weise. Aber den ganzen Tag von früh bis spät nahm das leidige Hofmeistern ihn in Anspruch; nur wenige Abendstunden und dann und wann ein Sonntag blieben dem Dichter für sich und seine Studien übrig. Auf die Dauer konnte sich Geibel nicht darin finden. Schon nach Jahresfrist löste er seinen Dienstvertrag mit Katafazi, beschränkte zunächst die Anzahl der Stunden, die er in seinem Hause gab, machte sich dann ganz davon los und unternahm im August 1839 eine Reise nach den Inseln des Archipels. Mehr und mehr befestigte

sich in ihm der Entschluß, sich fürderhin nicht wieder in den Dienst des bürgerlichen Berufes zu begeben, sondern einzig der Kunst zu leben.

Auch die Liebe drohte jetzt ernstlich Geibel's Herz in Fesseln zu schlagen. Im täglichen trauten Umgange mit der reizenden Nichte des Fürsten entzündete sich eine Neigung, die für den Dichter wie für die Prinzessin gleich verderblich zu werden schien. Aber Geibel rang von Anfang an männlich und endlich siegreich gegen seine Leidenschaft. Und der Poet kam dem Menschen in diesem Kampfe zu Hilfe. Indem er dem unerreichbaren Ziele seiner Wünsche entsagte, sprach er den Schmerz über seinen Verlust nur in wenigen Gedichten unmittelbar aus. Und doch befreite auch er sich, wie einst Goethe im „Werther“, im „Tasso“, in den „Walderwanderschaften“, durch die Poesie von der Gewalt der Leidenschaft. Er stellte, was er selbst erlebt hatte, objectiv im idealen Kunstwerke sich gegenüber. So entstand die Idylle „Das Mädchen vom Don“.

Gleichwie zu Athen im Kampfe mit dem Herzen der menschlich-fittliche Charakter Geibel's feste Kraft und sein dauernendes Gepräge gewann, so gelangte dort auch sein dichterisches Talent erst zu seiner vollen, eigenartigen Reife. Auf griechischem Boden im beständigen Geistesverkehre mit der Schönheitswelt des hellenischen Alterthums bildete sich Geibel erst ganz und vollkommen zum echten deutschen Dichter. In Deutschland hätte sich Geibel schwerlich von dem Einflusse der herrschenden Modedichtung losmachen können; in Griechenland vollzog sich alsbald der Umschwung. Bereits wenige Monate nach seiner Ankunft in Athen, als er die Nachricht von Chamisso's Tod vernahm, vermochte ihn der Gedanke, daß Heine noch in voller Kraft wirke, über den Verlust des entschlafenen liebenswürdigen Sängers nicht mehr zu trösten. Ja, Platen zu verteidigen, wandte sich Geibel sogar zornig über direct gegen den frechen Streich, den Heine nach „der Schulter, die den Purpur trug“, geführt hatte. So wurde er Platen's Schüler. Er eignete sich die Formenstrenge und die Formenscönheit seines Lehrers an. Allein er wurde nicht, wie Platen der einseitige Nachahmer der antik-classischen Poesie geworden war, ebenso wieder der slavische Nachahmer Platen's. Nur in seltenen Ausnahmefällen entschloß er sich zum Gebrauche fremdartiger griechisch-lateinischer Versmaße. Nach wie vor betrieb er sein Dichten deutsch. Er ging den Weg, den ihm der Geist seiner Muttersprache mit „ahnungsvollem Laute“ wies; einheimischer Formen Reichthum machtvoll zu befeelen, vom Munde seines Volkes sein Geheiß zu empfangen, galt ihm als Pflicht des deutschen Sängers.

So kehrte er im Mai 1840, als Mann und als Dichter gereift, seines Amtes Slave, in das Vaterland zurück. Um Michaelis veröffentlichte er hier das erste Bändchen seiner „Jugendgedichte“. Schon vor zwei Jahren bei seiner Abreise nach Griechenland hatte er eine Sammlung lyrischer Versuche druckfertig zurückgelassen. Das Manuscript war aber bei einem Brande der Druckerei umgekommen. Geibel hatte den Unfall damals überaus leicht verschmerzt. Jetzt entschädigte ihn für jenen Verlust und zugleich für die Mißgunst der Kritiker der wachsende Beifall des Publicums, das bald Jahr für Jahr neue, vermehrte Auflagen seiner Gedichte verlangte.

Woher diese Theilnahme der Leser an einem Buche, das die berufsmäßige Kritik im Großen und Ganzen zu verwerfen schien? Es waren eben „Jugendgedichte“, Gedichte für die männliche und besonders für die weibliche Jugend. Mädchenlieder, Frauenpoesie! — hat man oft auf jene Frage geantwortet und spöttisch hinzugefügt, Geibel werde so lange Leserinnen und Verehrerinnen finden, als es Bacchische geben werde. Gewiß, Geibel wußte das innig-zarte, weiblich-weiche Empfinden in seiner Dichtung auszusprechen wie wenige Poeten vor ihm. Aber er verstand es nicht minder, der stürmischen Leidenschaft die rechten Worte und Töne zu leihen. Er vermochte auch männlich-festen Sinnes den patriotischen Gesang kraftvoll anzustimmen. Zeugt nicht davon der prophetische Ruf, den er im Jahre 1868 in der „Gartenlaube“ erschallen ließ? — das politische Bekenntniß des Dichters, dessen Schlußstrophen so kraftvoll ausklingen:

„In's Brausen der Quellen, wie pocht der Hammer Schlag!
Da fördern die Fesseln das Eisen zu Tag,
Da wächst in rother Erde das Schwert für den Feind,
Der noch am deutschen Herde uns dreinzureden meint.“

Nun kommst auch du geschwommen im Kranze von Wein,
Willkommen, willkommen, du königlicher Wein!
Du tränkst mit goldner Freude dein blühend Geländ,
Und weißt von keiner Scheide, die seine Stämme trennt.

Wie lang wird es währen, Altvater, so preßt
Man wieder deine Beeren zum Kaiserkrönungsfeßt!
Da kommt auf deinen Wogen im Purpurgewand
Der Gott des Reichs gezogen, das Banner in der Hand.

Dann ruh'n Wehr und Waffen, dann ist es vollbracht,
Dran tausend Jahr geschaffen, das Werk deutscher Macht,
In Norden und Süden der letzte Zwist gesühnt,
Und Freiheit und Frieden, so weit die Eiche grünt!“

Die reine Lauterkeit seines Gemüthes, die gesunde Tüchtigkeit seines Charakters war es, was der Lyrik Geibel's ihren bleibenden Werth und zugleich ihren unvergänglichsten Reiz gab.

In den allerersten Jahren blieb freilich nicht bloß die Kritik meistens stumm, sondern auch die Masse des Publicums fast gegen den jungen Lyriker. Die Liebe und Gunst trefflicher Freunde mußte Geibel über die Gleichgültigkeit der deutschen Leserschaft vorläufig trösten. Im Frühling 1841 lud ihn der gastfreie Karl von der Malsburg auf sein Schloß Escheberg bei Kassel. Geibel verlebte dort ein glückliches Jahr, reich an Gewinn für sein Gemüth und an Anregung für seine Poesie. Aus den Schätzen der Schloßbibliothek lernte er die spanische Romanzenliteratur eingehend kennen: ein Band Uebersetzungen war die künstlerische Frucht dieses Studiums. Als origineller Lyriker veröffentlichte er die erste Sammlung seiner politischen Gedichte, die „Zeitstimmen“. Zu Lübeck im Winter 1842 bis 1843 arbeitete er seine erste Tragödie, „König Roderich“, aus, ein Schmerzenskind seiner Muse, das aber bei den Lesern wie auf der Bühne wenig Beifall erlangte. Am Neujahr 1843 verlieh ihm König Friedrich Wilhelm IV. ein Jahresgehalt, zwar mäßig an sich, doch immer groß genug, daß der Empfänger wegen seines Unterhaltes sich nicht mehr in den widerwärtigen Zwang eines lästigen Amtes zu begeben brauchte. Den Sommer 1843 verbrachte Geibel im innigen Freundschaftsverkehre mit Freiligrath zu St. Goar am Rhein, den Spätherbst und Winter darnach bei Justinus Kerner in Weinsberg und in Stuttgart. Bald nach Ostern 1844 suchte er die norddeutsche Heimath wieder auf. Selten hielt er es in Lübeck lange Zeit ruhig aus. Er unternahm größere Ausflüge nach Berlin, bereiste den Harz, besuchte Hannover, Dresden und andere Orte, durchwanderte 1847 mit Kugler sogar den größten Theil von Süddeutschland, immer aber kehrte er nach der trauten Vaterstadt zurück. Auf längere Zeit vermochte er sich erst 1852 von seinem lieben Lübeck zu trennen, als König Maximilian II. von Baiern ihn auf die ehrenvollste Weise als Honorarprofessor für deutsche Literatur und Aesthetik an die Universität München berief. Zugleich ward er zum Capitular des neugestifteten Maximilian-Ordens ernannt und in den persönlichen Adelsstand erhoben.

Hier in München, am Hofe des kunstsinigen Fürsten, wurde Geibel bald der Mittelpunkt eines Dichtercircles, dessen Mitglieder, meist jünger als der Lübecker Sänger, jetzt in alle Provinzen Deutschlands verstreut, als angesehen und zum Theil hochberühmte Meister deutscher Poesie thätig sind. Paul Heyse, Hans Hopfen, Heinrich Leuthold, Felix Dahn, Hermann Lingg, Victor Scheffel, Friedrich Bodenstedt, Wilhelm Herz, Adolf Friedrich von Schack, Julius Große, Melchior Meyr, Franz Kobell und Andere mehr wirkten damals in regem Dichtereifer neben einander in Baiern's Hauptstadt, und Geibel unter ihnen, aufmunternd und anfeuernd, helfend und corrigierend, von allen verehrt und geliebt. Manchem, an dessen Worten und Weisen wir uns heute stets neu erfreuen, hat er zuerst die sternenhohen Ziele aller wahren Kunst gezeigt, die edlen Formen echter Poesie enthüllt. Nicht ohne Grund haben so oft ihm dankbar die jüngeren Dichter des Münchener Kreises die Erstlinge ihrer Muse gewidmet. Und was Felix Dahn begeistert von seinem Lehrer Geibel rühmte, das ist noch gar manchem Sänger vom deutschen Parnas unserer Tage aus der Seele gesprochen:

„Mit Mückert und mit Platen
Hast Du mich treu beraten,
Und ist mein Vers gerathen,
Das dank' ich Deiner Kunst.“

Wer von uns Jüngern holbrig nicht
Reime slicht und radebricht,
Der dankt es Dir, dem Weibel
Des Verstummers, o Geibel!“

Auch sein häusliches Glück am heimlichen Familienherde begründete sich der Dichter in jenen Tagen. Er führte Amanda Trummer, mit der er sich im November 1851 verlobt hatte, als Gattin heim. Aber nur wenige Jahre blieb sein Glück ungestört. Schon 1855 entriß ihm der Tod Amanda. Seine eigene Gesundheit litt unter dem Münchener Klima. Bald sah er sich genöthigt, einen Theil des Jahres wieder in Lübeck zu verbringen. Als 1864 König Maximilian starb, kehrte Geibel nur noch zeitweise zu kurzem Aufenhalt nach München zurück. Im Jahre 1869 legte er seine Klemmer ganz nieder und nahm von nun an seinen dauernden Wohnsitz in Lübeck, das er bis zu seinem am 6. April erfolgten Tode nicht mehr verlassen sollte. Für den Verlust seiner bayerischen Pension entschädigte ihn König Wilhelm von Preußen durch ein Jahresgehalt.

Geibel hat sich nach seinem ersten Eintritt in die Reihen der deutschen Dichter noch oft und auf allen Gebieten der Poesie versucht, überlegend und original schaffend, als Epiker und

Dramatiker und namentlich als Lyriker. Er ist dem Ideal, das er sich von der Hoheit und Schönheit echter Kunst gebildet hatte, in seiner späteren Lyrik wohl im einzelnen näher gekommen, als in den Jugendgedichten, die er herausgab, da er noch im Ringen mit sich und seinem Genius begriffen war; eines so mächtigen Erfolgsges jedoch wie diese erste Sammlung hatte sich keine der übrigen mehr zu erfreuen, so herzlich das deutsche Volk auch sie alle begrüßt hat. Es ist, als ob die Nation ihren Dichter, dem man — unverständlich genug — seine unverfügbare Jugendlichkeit manches Mal zum Vorwurf gemacht hat, gerade durch besondere Ehrung seiner frühesten Jugendgabe rechtfertigen wollte. Und sie darf's und soll's auch. Denn wie viele neue Poeten auch die letzten Jahrzehnte in Deutschland haben erstehen sehen, wie zahlreich auch gerade auf dem Gebiete der Lyrik von Jahr zu Jahr junge Kräfte sich hervorzog, mit der Siegespalme darf sich neben Geibel unter den Zeitgenossen kein anderer schmücken.

Franz Munter.

Ein Straßenbau und die Anlage einer deutschen Colonie in Brasilien.

Von F. Keller-Lenzinger.

I.



Vortrab eines brasilianischen Kaffee-Transports.

Wenn Einer im Jahre 1855 oder 1856 eine Reise von Rio de Janeiro „landeinswärts“ machen wollte, so hatte er zuerst sein Billet bei der Agentur der Mauá-Dampfer und Mauá-Eisenbahn zu lösen (so benannt nach dem Erbauer Barão de Mauá), wobei auch die Wagenfahrt vom Fuße der „Cerra“ bis nach der mehr denn 2000 Fuß hoch gelegenen früheren deutschen Colonie Petropolis mit inbegriffen war.

Ein kleiner Raddampfer nahm ihn auf und trug ihn in wenig Stunden an palmengeschmückten, felsumsäumten, paradiesisch schönen Ufern vorbei nach dem Hintergrunde der Bai, wo er auf einer Pfahlbauandungsbrücke den harrenden Zug bestieg. — Dann ging es während einer Stunde zuerst durch sumpfige, mit

Papyrus und sonstigen Rohr- und Schilfgewächsen dicht bedeckte Niederungen, die von halbverkrüppelten, mit Bromelien, Moos und Akeben bedeckten Bäumen und Sträuchern begrenzt sind, um schließlich trockenen Boden und die ersten vorgeschobenen Hügel des Küstengebirges zu erreichen. An der Endstation der Eisenbahn harreten ein Duzend altmodischer, mit je vier bespannter Maultieren bespannter Kutschen, die unter obligatem Peitschenknall und Gejohle sich alsbald in Bewegung setzten, wenngleich die armen, abgetriebenen Thiere die bedeutende Steigung mit der schweren Last kaum bewältigen zu können schienen. Die Straße, welche damals erst fertig geworden war und von den Brasilianern trotz ihrer bedeutenden Mängel als ein Wunderwerk der Baukunst angestaunt wurde, zieht sich in vielen Dutzenden von scharfen Windungen an dem steilen, felsigen Hange hinauf. Herrlich ist die uns umgebende Natur: Während sich rückwärts ein wunderbarer Blick auf die Niederung und die Bai eröffnet und mehr und mehr an Tiefe gewinnt, rücken uns die schroffen, in ihrer unteren Hälfte trotzdem dicht bewaldeten Seitenwände des Thales näher und näher, erkennen wir in dem bis an den Straßenrand vordringenden üppigen Grün die zierlichen Fiedelwedel baumartiger Farne, die schwanke Schäfte verschiedener Bambusse, breitblättrige Maranthas, stachelige Astrocarien und andere Palmenarten — kurz, das üppigste Unterholz und Dickicht umgibt uns, während weiterhin hochstämmige Myrtaceen, Ficusarten und andere Riesen des Urwaldes, welche bei dessen erster Lichtung stehen geblieben, die Aussicht abschließen. Dabei sprudelt in jeder Felsrinne das herrlichste Wasser, und liegt, wenn wir einmal die halbe Höhe überschritten, ein Hauch von Frische über dem Ganzen, der für den aus dem heißen Tieflande und dem schwülen Rio Kommenden etwas geradezu Entzückendes hat.

Endlich haben wir die Sattel- oder Paßhöhe mit etwa 2300 Fuß über dem Meere erreicht und die Straße beginnt langsam zu fallen; noch eine kurze Strecke, welche die abgetriebenen Maultiere im Galopp zurücklegen müssen, und wir befinden uns in Petropolis.

Weiß getünchte, niedrige Häuser mit grünen Läden, breite, baumbepflanzte Straßen, in deren Mitte ein rauschender Bach, der zwischen künstlich abgehöhten Ufern hübsch geradlinig und rechtwinklig stiechen muß (wofür er sich dadurch rächt, daß er bald hier, bald da über die Schmirhaut und das Ufer unter-spült) — Neugierige und Flaneurs, welche in den offenen Thürnen der zahlreich vorhandenen Magazine stehen und die ankommenden Passagiere mustern — in der Ferne ein langgestrecktes Gebäude, welches ganz gut ein Conversations- oder Curhaus vorstellen könnte, in Wahrheit aber ein kaiserliches Lustschloß ist, rings bewaldete Berge, aus deren Grün da und dort eine Villa hervorlugt — kurz, es ist ein kleines deutsches Badestädtchen, in das wir urplötzlich versetzt wurden. Auch einzelne Sprachlaute, die wir da und dort, z. B. von unserem Kutscher hören, können wohl dazu beitragen, uns in unserer Illusion zu bestärken: — „Du,